

„Und er erltete sich so leicht,“ sagte Wanda.

Der Oberst stand auf und besuchte den Sprhling, als sei er auf dem Stabensitz. „Nichts wie Wanda“, drumme er; „Steh hin ins Bett und schie ihm einen steifen Grog ein.“ Damit war die Sache für ihn erledigt und er ging auf sein Zimmer, um seinen Gedanken nachzugehen.

„Du wirst jetzt schwitzen, mein liebes Jungchen,“ sagte Melanie liebevoll.

„Schwitzen tu ich nicht,“ widersetzte sich Wanda.

„Doch, mein Jungchen, du wirst schwitzen.“ — Wanda, mach mal den Grog.“

Wanda ging. „Nein, schwitzen tu ich nicht.“ Dieser Eigensinn war schon ein Symptom des nahenden Schnupfens.

Wenn er Schnupfen bekam, dann war er fürchterlich; dann wollte er alles haben, alles essen, und hauptsächlich nicht gehorchen. — Melanie legte sich aufs Verhndeln.

„Lieber Junge — — — ich will ja alles tun, was du möchtest; nur leg dich eine kleine Viertelstunde zu Bett.“

Paul sah die stehende Mutter einen Moment led und zweifelnd an. „Gut — — wenn ich mir Paul einla, dann will ich schwitzen.“

Paul! — — So fürchterlich dieser Paul war, — — heute hätte sie ihm drei dieser Pauls eingeladen, wenn er nur schwitze. Sie sagte „ja“ und brachte den nunmehr Gefngigen feinsten Grog zu Bett. Dann hielt sie ihm eine einbringliche Rede, daß schlechte Freunde den Menschen schlechter machen, und daß man sich im allgemeinen den Klaffen-Leuten nicht zum Freunde aussucht.

Mar fuhr aus seiner Riffenburg entrüstet hervor. „Das Schaf will ich ja gar nicht!“ blies er der verbstteten Mutter zu; „ich meine doch meinen Mutterbruder.“

„Wen?“ starrte Melanie. „Meinen Mutterbruder?“

blies Mar ihre Ohr. „Er meint wohl seinen Vetter,“ sagte Wanda, die mit dem Grog eintrat.

„Her mit der Taube! — Ja, den mein ich. — Die Sue.“ Er schmatzte behaglich. „Es ist mir nur wegen des Zusammenhanges.“

Melanie schüttelte den Kopf und zog ihm die Decke über die Nase. Da muhte Hermann auch seine Meinung abgeben.

Sie fand ihn in der Sofaecke, das Kinn in die Hand gestützt, ein Anie über das andere geschlagen. Bei ihrem Eintritt sah er nicht auf.

„Lieber Herrmann — — —“

„Run?“

„Störe ich?“

„Bergen wird gleich kommen.“

„Heut — — am Sonntag? Dienstlich?“

„Ja, dienstlich.“

„Der arme Mensch! Nicht einmal einen freien Sonntagnachmittag gönnt du ihm,“ sagte sie nicht ohne Wärme für den Aufwesenden.

„Für einen Offizier gibt es in Dienstangelegenheiten keinen Sonntag, hab ich dir schon so oft gesagt. — Ist der Junge schon zu Bett? Schmei er schon?“

Melanie lächelte ein beglcktes Lächeln. „Das Jungchen ist von einer Arigkeit — Aber er hat einen großen Wunsch —,“ sie räusperte sich etwas vertegen.

„Vermutlich will er meinen Brauen mit ins Bett haben.“

„Er möchte sich Paul einladen. — Nicht Paul Heinze —,“ setzte sie hinzu.

„Also die Sue,“ sagte der Oberst prompt.

Melanie fühlte die Pflicht, für ihre Familie einzutreten.

„Gott, Herrmann! Es kann doch nicht jeder Regimentskommandeur sein. Ich frage dich nur: Hast du gegen den Besuch meines Neffen etwas einzuwenden?“

„Wenn er die Strohbortenfabrik seines Vaters nicht mitbringt, dann mag er nur kommen.“

Sie war etwas verlegt. Die Strohbortenfabrik war sie selber.

„Und wo sollen die beiden Knaben wohnen? Kann ich ihnen das Zimmer eken einräumen?“

„Da haben sie ja gar keine Aussicht!“

„Nun, Mar muß doch endlich mal selbständig werden. Außerdem klagt er so, daß das Klavierpiel ihn störe — beim Lernen —“ setzte sie hinzu.

„Ich hab bisher noch nichts anderes von seinem Lernen gesehen, als oer es Ekelsohen knist.“

„Gott — Herrmann!“

Es klingelte.

„Na ja.“

„Herr Oberleutnant v. Bergen,“ meldete Anton.

„Ich lasse bitten,“ winkte der Oberst.

Er kam unter seiner Decke hervor, gewaschen, hing an, wie ein Hauswurz in seinem Bette herumzuhocken, machte lange Nasen, schmitt Gesichter und schob Revolvers. Als Radwotrinsky sein Begehren durch Grinsen betundete, injizierte er eine weiße Jagd. Auf nackten Hüften setzte er über Tische, Sthle und Schranke, schob über die Betten hinüber und feuerte geballte Kopfstnne auf seinen Zuschauer. In wenigen Minuten glühte er wie eine Ponie. Der Schweiß perlte ihm auf Stirn und Wangen.

Als Wanda kam, um nach ihm zu sehen, fuhr er rasch wie ein Fuchs in seinen Bau. Man sah nichts mehr von ihm, als seine beperlte Stirn und seine listigen Augen.

Wanda strich ihm liebevoll über das Vorstehhaar.

„Du guter Junge,“ sagte sie gerührt, „wolltest du doch immer so artig sein!“

Radwotrinsky stand stramm und orientierte.

Die Angelegenheit, in welcher Oberst Bredelint seinen Adjutanten sprechen wollte, war ernstler Art, und betraf einen Brief, welchen er nach dem Kirchgange in seinem Bureau unter den Dienststchen vorfand.

Er stammte von einem Hamburger Bankgeschäft, bezog sich auf einen letzten Hauptleute, den Hauptmann Rembrandt, und enthielt einen Schuldanpruch auf diesen.

Die Sache mit seinem Adjutanten vertraulich zu besprechen, ehe er zu einer dienstlichen Rücksprache mit dem Beschuldigten schritt, war ihm Herzensbedrfnis. In Wechselstchen mischte er sich überhaupt nicht gern; wenn's aber sein mußte, dann lenkte ihn ein peinliches Gefühl zur feinsten jährlichen Zurückhaltung. Ein militärischer Utas gliht ihm leicht und glatt von der Leber. Aber Wechselstchen waren Privatangelegenheiten und gehörten zur schmutzigen Wäsche des Regiments, die er lieber umging. Er wußte, daß solche Schwierigkeiten unter der Hand oft noch abgugltten waren, während sie sich bei dienstlicher Behandlung zum gerstlichen Knoten gestalten konnten. Dann ging die militärische Existenz erbarmungslos zugrunde.

Persönlich konnte er den Hauptmann Rembrandt noch wenig. Er war erst seit einem halben Jahr im Regiment. Dienstlich war nichts an ihm auszusetzen. Die Qualifikation, mit welcher ihn sein früheres Regiment überwiesen, bezeichnete ihn als pflichttreu, vornehm gesinnt und sehr vermögend und schlug ihn zu außergewöhnlicher Befrdigung vor, sowie zur Verwendung im Generalsstabe. Er war verheiratet. Seine Frau konnte Bredelint noch nicht. Auf dem Sommerfest des Regiments war sie wegen eines verstauchten Fußes nicht erschienen.

Am meisten hatte er durch Wanda über Rembrandt gehört. Letzterer hatte sich auf jenem Gartenfest ihr in besonders liebevoller Weise gewidmet. Sie hatte an seiner gediegenen Unterhaltung viel Geschmack gefunden, sie hob seine ernsten und edlen Ansichten hervor und nannte ihn einen „ganz entzückenden Mann.“

Der Oberst dachte sie ein wenig mit diesem verheirateten Ritter und sie nahm es lächelnd hin, wie ein liebenswürdiges Mädchen, was weder eitel noch tolet ist und deren Gedankentresse die Möglichkeit einer Liebslei mit einem Manne gänzlich fern liegt.

Bergen fiel wie aus den Wolken, als er das Schreiben des Bankhauses überflog. Der Oberst wurde darin ergebener er sucht, den Hauptmann Rembrandt zur Zahlung eines Wechselstchels zu veranlassen. Nie hatte Bergen bemerkt oder auch nur andeutungsweise gehört, daß Rembrandt, mit dem er befreundet war, irgendwelchen Leidenchaften frohete. Horst war der Sohn eines unbedingten preußischen Offiziers, und war unter großer Sparsamkeit groß geworden. Ein Oheim, dem preußischen Beamtenstande angehörig, hatte ihn erzogen, da er seine Eltern frühzeitig verlor. Die Gymnasialbildung, die er ihm zuteil werden ließ, wurde ihm recht teuer; doch sollte Horst studieren, und ebenfalls Beamter zu werden. Der Militrstand galt ihm nur als gleibende Spiegelscheiter, und er pflegte zu sagen: lieber sich mühsam an die Krippe binde und langsam streifen, als mit einem glänzenden Schwert fuchteln und den Magen mit Kommisbrt stopfen. Als Horst eben das Abiturium mit Auszeichnung bestanden hatte, starb auch dieses Urbild eines bureaukratischen Untels, und er blieb mit den geringen Mitteln, die dieser ihm hinterlassen hatte, ohne jede Protektion in der taubstrken Welt zurück. Keiner seiner vielen Verwandten kümmerte sich um den sorgenvollen Jüngling, der ihnen das bishen vor der Nase weg-schnappte.

Auf eigene Faust meldete sich Horst als Advantagere beim Regiment seiner kleinen, an der östlichen Grenze gelegenen Vaterstadt. Der Kommandeur hatte seinen braven Oheim geschtzt, und auch der Ruf Horst als fleißigen, ersten jungen Mannlichen war ihm zu Ohren gekommen.

Und so nahm ihn der Oberst nicht nur an, sondern er erwirkte ihm auch des Kaisers Zulage. Horst hatte diesem Wohlwollen stets Ehre gemacht; niemals war er mit auch nur der kleinsten Zahlung im Rückstand geblieben.

„Nun auf einmal? Rembrandt und Wechselstcheln?“

Oswald schüttelte gedankenvoll den Kopf. „Rembrandt und Wechselstcheln? Das sind nicht zu veretende Begriffe, Herr Oberst. Horst hat — ich kenne ihn doch von anderen Regimenter her — oft gehungert und sich mit einem guten Buche über sein leeres Portemonnaie hinweggetroet. Aber Schulden? Nie, Herr Oberst! Dafür könnte ich meine Hand ins Feuer legen. Er war mein Kompagnier im früheren Regiment. So etwas würde man doch erfahren.“

„Ja, aber hier — Der Oberst schlug auf das ominöse Schreiben.“

„Das ist mir ganz unerklärlich.“

„Man sagt doch auch, die Frau habe Geld. Stimmt das?“

„Ich glaube, ja.“

„Leben sie auf großem Fuße?“

„Keineswegs, Herr Oberst; es herrscht in dem Hause nur eine vornehme Behaglichkeit.“

„Wie ist Frau Rembrandt?“

Bergen lächelte ein wenig und zuckte die Achseln. „Ein halbes Kind, Herr Oberst. Amerikanerin. Er lernte sie in Norderey kennen, wosin er nach einer schweren Infektion vom Arzt geschickt wurde. Der Offiziers-Unterstützungsfonds lieferte die Mittel. Ich begleitete ihn.“

„Da müssen sie doch auch wissen, wie die Partie zustande kam?“

„Er lernte sie auf irgendeiner Tennispartie kennen. Er verliebte sich Hals über Kopf in sie. Ich riet ihm, — Bergen wurde etwas vertegen — offe, gestanden von der Partie ab, Herr Oberst.“

„Hatten Sie einen triftigen Grund hierfür?“

„Ich fand, Bergen räusperte sich und lächelte wie vorhin, „Sie patzte nicht für ihn.“

„Sie verstehen mich!“ zgerete nun seinerseits der Oberst, „ich frage nicht etwa aus Altwberneugier, sondern ich frage, um irgendetwas unsichtbaren Faden für diesen Brief zu finden — — Leben die beiden nun glücklich miteinander?“

„Sehr glücklich.“

„Ist die Partie vielleicht — gemacht?“

„Nein, Herr Oberst.“

„In diesem Falle könnte der Brief einen Erpressungsversuch bedeuten.“

In Oswalds Wangen schob das Blut.

„Herr Oberst — — Rembrandt ist nicht der Mann, sich verhtern zu lassen.“

Der Oberst streckte dem jungen Offizier die Rechte entgegen.

„Sie sind Ihres Freundes wahrer Freund. Ich freue mich, ein solches Urteil über den Hauptmann zu hören. Sie kennen meine Ansichten über gemachte Ehen. Würde ich jemals einem Falle gegenüberstehen, so würde ich der Sache rücksichtslos auf den Leib rren; und wenn es sich um die Besten meines Regiments handelte; rücksichtslos würde ich dagegen vorgehen. — Wie lange ist Hauptmann Rembrandt verheiratet?“

„Drei Jahre, Herr Oberst.“

„Haben Sie viel Verkehr hier?“

„O, sehr viel, Herr Oberst. Frau Rembrandt liebt die Geselligkeit sehr. Rembrandts machten gleich eine Menge Besuche. Sie verkehren außer mit dem Regiment mit allen möglichen Menschen; sie verkehren mit dem Landgericht, mit dem Forstmeister, mit der Staatsanwaltschaft und mit Kaufleuten. Sie laden gstfrei ein oder Herbstod zu halten; dadurch erwerben sie sich natürlich große Sympathien.“

„Stehen sie zu irgend jemand in nhmteren Beziehungen?“

Bergen begann sich einen Moment. „Das ich nicht wußte. Halt — — zu einem Mr. Hastings.“

„Wer ist das?“

„Ein Amerikaner, Herr Oberst.“

„Verheiratet?“

„Nein, Herr Oberst.“

„Ah, ich entsinne mich. Hat er nicht die neue Nerventinktur hier gebrndet?“

„Doch nicht. Er ist Generalagent einiger amerikanischer Firmen für Mitteldeutschland.“

Der Oberst interessierte sich außerordentlich für jeden Zuwachs in Liebenstadt. Er hatte in dieser Garison seine militärische Laufbahn begonnen, war da vierzehn Jahre Leutnant gewesen, und hatte nun seit drei Jahren das Regiment. Liebenstadt war seine Heimat geworden. Er liebte es, sobald er vom Aufstauchen eines neuen Einwohners hrte, sich über ihn genauestens zu unterrichten, und ihn unter der Lupe seiner gesellschaftlichen Prinzipien zu prufen. Elemente, an denen in irgendeiner Beziehung irgend etwas nicht stimmte, an denen irgendein noch so verborgener Makel haftete, die hielt er sich fern. Nicht nur seiner gesellschaftlichen Stellung und seiner militärischen Repräsentation halber, sondern auch im Hinblick auf seine Familie. Wandas reines Gemütsleben sollte nicht der geringste Schatten streifen. Aber iba selbst stieh

„Ich hab' Antiquare ab, und er hat in dieser Beziehung eine sehr seine Witterung.“

Jetzt, da die Unterhaltung einen mehr gesellschaftlichen Charakter annahm, lud Bredelint Oswald zum Essen ein. „Rauschen Sie, lieber Bergen.“ Er hielt ihm eine Riste Zigaretten hin. Oswald nahm sie dankend und zündete sie sich über dem brennenden römischen Lmpchen an.

„Also Kaufmann. — Wertwrdig. — Habe noch nie etwas von diesem Mr. Hastings gehört.“

„Er hat sich erst neuerdings hier niedergelassen; das heißt — gewis-jetwegen. Er gründete vor zwei Jahren die Agentur; meistens befindet er sich auswärts; jetzt gerade ist er seit längerem wieder hier.“

Der Oberst dachte sich auch eine Zigarette an. „Sie sind ja außerordentlich gut über diesen Mr. Hastings unterrichtet.“

„Ich wohne mit ihm in einem Hause. Er hat die zweite Etage inne, ich wohne parterre.“

„Es wundert mich doch,“ sagte der Oberst nach einer Pause, „daß Rembrandt einen Agenten bei sich empfängt. Manche Deutsche sind ja auf Ausländer wie verlesen, allerdings. — Zug man in Ihrem früheren Regiment so weit Grenzen?“

„Nein, Herr Oberst. Das Regiment war recht erklusiv. Rembrandt ist sonst auch wählerisch. Aber — Gott — die Verhältnisse führten ihm Mr. Hastings gewissermaßen zu; und ohne unhsslich zu sein —“

„Wo schloß er denn diese feudale Gelanttschaft?“ fragte Bredelint mit leichtem Spotte.

„Er saß in Norderey an der Table d'hote neben uns, und führte uns nachher in die tongebende Gesellschaft ein, in der er eine erste Stimme hatte — und dann in den Tennisclub. Es war dies recht angenehm für uns, besonders für Horst, der nicht so leicht Antipathie findet.“

„Wie kann ein Agent — erklären sie mir — eine solche Rolle in einer ersten Gesellschaft spielen?“

„Je,“ machte Oswald, „die erste Gesellschaft eines Bodorts! — Und dann muß man Hastings kennen, um das zu verstehen. Uebrigens trat er dort nicht als Agent auf; vielleicht hatte er auch damals noch keine Agenturen, sondern sah sich erst danach um. Da er die Formen der besten Gesellschaft beherrschte und sich nach der besten Mode kleidete, war er für jedermann ein Gentleman.“

„Ist er wirklich ein Gentleman?“

„Vollkommen, — so weit man es beurteilen kann. Was besonders angenehm bei ihm auffllt, ist, daß er nichts von der gesellschaftlichen Unbringlichkeit derartiger Leute an sich hat.“

„Also ein gänzlich einwandfreier, durchaus angenehmer Mensch.“

Der forschende Blick des Obersten veranlaßte Oswald zu einem leichten Achselzucken.

„Je nun, Herr Oberst — wenn ich nicht acht Tage später Urlaub erhielt, als Horst, so wäre die Bekanntschaft vielleicht nicht so weit ausgesprochen worden. Wir ist er nicht sympathisch. Aber Sympathien und Antipathien sind keine Indizien für oder gegen jemand. Auszusetzen ist, wie gesagt, an ihm nichts. Er beherrscht mehrere Sprachen und besitzt ein lebhaftes Bestreben, sich fortzubilden. Man erzht sich, daß er in Berlin auf der Universität national-ökonomische Vorlesungen gehört habe.“

„Also in Berlin war der Mann auch schon?“ Der Oberst strich seine Zigarette ab und wartete einige Momente, ob Oswald etwa fortjahren würde. Da dieser aber keine Anstalten machte, setzte er hinzu: „Mehr ist also über den Mann nicht zu sagen.“

Oswald nahm die Zigarette aus den Lippen.

„Er gehört sozusagen zu den großen Schweigern, Herr Oberst; er nimmt wie alle solche Leute möglichst viel in sich auf und gibt möglichst wenig aus sich heraus; er muß eine ganz besondere Speisekammer dafür haben.“

Der Oberst lächelte. „Nein, ist sphaft. Noch was?“ Bergen setzte seinen Rapport fort. „Er besucht Konzerte, Theater, Vorträge, Kunstausstellungen, Versammlungen nationalen Interesses, turjum —“

„hm ja, turjum — Ich sage Ihnen, lieber Bergen, man kann im Verkehr mit Ausländern nie vorsichtig genug sein.“ Er blies einige Ringe in die Luft. „Ich insbefondere leide an angeborenen Antipathien gegen alles, was nicht deutsch ist. Die Ausländer tragen etwas in uns hinein, was unferen soliden, kräftigen Kern zermrzt. Sie rauben uns die Liebe zum Altgerbrachten, sie nehmen uns das Stramme, Auf-un-selbst-Gestellte, und machen uns zu Mammondienern.“

Oswald zgerete erst ein wenig und meinte dann, indem er an Horst dachte, daß träte doch nicht auf alle zu.

(Fortsetzung folgt.)

Geisterbilder.

Die Photographie im Dienste über-kunflicher Wissenschaft.

Was der Forscher von Schrenck-Nohing mit seinen Experimenten erzielt hat.

Seit Jahrzehnten wird jeder Gelehrte, der sich mit der Erforschung der sogenannten „medumistichen Erscheinungen“ befaßt — statt daß man seine Mühe und seinen Mut, der Wahrheit nachzugehen, gebhrd anerkennen, im selben Augenblick eine Zielscheibe billiger Wie, wenn er es wagt, mit den Ergebnissen seiner Experimente öffentlich hervorzutreten.

Selbst Männer wie Zollner, Crookes, Charles Richet, der heurige Nobelpreisträger für Medizin, Mendeleeff, Lombroso, Morjelli, Sidgwick, Danilewsky und Duhemge andere, deren sonstige wertvolle Geschenke an die Menschheit von der Menge mehr oder weniger „dankbar quittiert“ wurden, mußten daran glauben.

Das Forscherpaar Curie, bekannt genug durch seine anfangs belächelte Entdeckung des Radiums, sprach sich für die Schicksal und enorme Wichtigkeit der Materialisationsphnomene aus: Alles umsonst. Das Zeugnis eines Alexander von Humboldt wird ignoriert. Kein Wunder, daß schon jetzt ein Gelehrter wie Bunsen, der sich ebenfalls eingehend mit den Phänomenen befaßt, den Mut nicht fand, die Deffentlichkeit zu betreten.

Das Geisheil nimmt kein Ende. Leute, die kaum wissen, warum es sich handelt, niemals ein einschlagiges Buch zur Hand genommen, geschweige denn ruhig durchgelesen oder gar Versuche in eigener Person mitgemacht haben, tragen in erster Reihe die Schuld daran. Schwinbler, Hysteriker, unfermildige Komiker, Taschenrechner legten Ranges, wie das böhmische Kellnercheppaar „Homes und Jay“ aus Budweis, Kartenschlger, Antipsirituellen und Zbioten — alles wird in einen Topf geworfen mit ersten Männern der Wissenschaft.

Umso höher ist es anzuschlagen, wenn trotzdem immer neue Forscher in den Ring treten und der Gefahr, öffentlich lächerlich zu werden, die Seiten bieten.

Prof. Dr. Freiherr v. Schrenck-Nohing vertritt diese Gefahr in seinem soeben erschienenen ausführlichen Werke „Materialisationsphnomene“ keineswegs, das mit den Worten Faradays: Nichts ist zu wunderbar, um wahr zu sein, anfängt und mit Kepler's Ausspruch: Ist vielleicht die ganze sichtbare Welt nur die Hlle einer unsichtbaren Welt von Kräften? schließt. Er hebt gleich in der Einleitung hervor, wie glad sich über das allgemeine Gespt seiner Zeitgenossen beklage, als er für die Schicksal des Meteorsteinfallendes (!) eintrat. „A. du Luc uerte damals den denkwürdigen Satz: „Selbst wenn ich einen solchen Stein zu meinen Füßen hätte fallen sehen, würde ich sagen: Ich habe gesehen, aber ich glaube es doch nicht!“

Schrenck-Nohing's Hauptberdienst in seinem Buche — dem Resultate von 180 Experimenten — teils in Paris zusammen mit seiner Mitforscherin Min. Biffon (der Gattin des bekannten ehemaligen Schriftstellers), zum Teil in München mit einer zweiten Versuchsperson, besteht darin, daß er den photographischen Apparat in einer Weise zur Anwendung brachte, wie es bisher in nicht annähernder Art gelang, und dadurch jeden denkbaren, bewussten und unbewussten Täuschungsversuch seitens der Versuchsperson ausschloß.

Er kontrollierte die Vorgänge zuweilen mit sieben gleichzeitig arbeitenden photographischen Apparaten, oft stereoskopisch und sogar — kinematographisch. Beständige Beleuchtung und alle nur denkbaren Vorsichtsmaßregeln, deren Schilderung hier zu weit führen würde, wurden in präziser Weise gehandhabt.

Als erster Gelehrter enthüllt sich Schrenck-Nohing absichtlich jeglicher Schlussfolgerung, die er vielleicht nach seinen Versuchen zu ziehen berechtigt gewesen wäre; lediglich nackte Ereignisse sind es, die er — nach längerer für den Laien unumgänglich nötiger Einleitung — in Wort und zahlreichen interessanten Bildern vorbringt.

Der Vorwurf, eine Länge zur Hebung des „Geisterglaubens“ gebrochen zu haben, kann ihm also nicht gemacht werden.

Einen bedeutenden Fortschritt auf dem Gebiete erzielte Schrenck-Nohing damit, daß er bei den sogenannten „Sitzungen“ bei Licht und in Gegenwart namhafter Gelehrter feste Anhaltspunkte gewann, aus welchem Stoff die bisher unerklärlichen Materialisationsphnomene zustande kommen. In allen Fllen ergaben sich Rückschlüsse organischer Gewebe und Hautzellen. Von höchstem Interesse sind besonders die stereoskopischen und kinematographischen Aufnahmen, die darstellen, wie aus dem Munde der beiden in hypnotischem Zustande befindlichen Versuchspersonen zuerst leuchtende Massen durch einen Kontrastfilter hindurchdringen und sich dann zu einer konsistenten Materie verfesten, die Selbstbeweglichkeit und Bestreben zur Formenbildung zeigt.

wie man es ähnlich in der Natur — z. B. bei kosmischen Vorgängen in Sternennebeln u. s. w. — beobachtet hat.

Unferes Wissens findet sich in der einschlagigen, gewis höchst umfangreichen Fachliteratur bisher kein einziger ernst zu nehmender Fall, der solche Perspektiven zuließ, wie dieser.

Auf Nohing's gegebene Vorgänge und Versuche einzugehen, verhinert die Enge des Raumes; man lese es und bedenke dabei, daß dem Fortschritt der Zivilisation und dem Streben nach naturwissenschaftlicher Erkenntnis wahrhaftig nicht damit gedient ist, den Pfadfindern auf neuen Wegen mit billigem Hofn und albernen Geisheil entgegenzutreten.

Man halte sich vor, zu welchen Resultaten bereits die Versuche mit der Jahrhundertlang beholenden „Wunschelrutte“ geführt haben!

Tiere und Kultur.

Haben die Tiere eine Ahnung von den modernen Fortschritten der Menschheit? Diese Frage stellt sich im „Tempo“ der französische Naturforscher Cunisset-Cornet, und er beantwortet sie mit einem lauten Ja, indem er zunächst darauf hinweist, daß die Tiere, die nur wenig mit den Menschen und vor allem mit zivilisierten Menschen in Berührung kommen — wie das zum Beispiel bei den Tieren der Polarregionen der Fall ist —, dem Menschen gegenüber ein geradezu ruhrendes und frchtliches Vertrauen an den Tag legen.

Die sibirischen Rehbhner sind so wenig gewis, daß sie sich mit dem Stod totschlagen lassen, während die Rehbhner unserer Breiten gelernt haben, in geradezu erstaunlicher Weise die Distanz zu schgen, innerhalb welcher sie vor Flintenschssen sicher sein können. Und die „gefstigen Fortschritte“ der Tiere haben mit den Fortschritten der Menschen gleichen Schritt gehalten. Zur Zeit der alten Labeflodgewehre, die nicht sehr weit trugen, gingen die Rehbhner furchtlos fast zwischen den Beinen des Jägers spazieren; sie waren ihm nicht selten so nahe, daß er sie wegen allzu-großer Nähe nicht treffen konnte. Dann kamen die Hinterlabergewehre, und an die Stelle der kleinen Kaliber 20 und 24 traten die mrderissherer Kaliber 16 und 12; und statt des schwarzen Pulvers begann man das weiße zu benutzen. Die Rehbhner aber blieben auf der Höhe der Zeit und merkten sofort, daß die Sache für sie nunmehr weit bedenklicher und gefährlicher geworden sei; sie erkannten, daß die Schrotkugeln, die vor dem nur 30 Schritt weit flogen, jetzt auch bei 70 Schritt ttlich sind, und aus dieser Erkenntnis heraus lassen sie den Jäger nicht mehr heran kommen. Aber weit wunderbarer noch ist der zeitlich und räumlich durchaus richtige Begriff, den die Rehbhner von der Gefahr haben. Sie wissen ganz genau, daß im Sommer, wenn die junge Brut eben erst ausgebrochen ist, kein Jäger sie belästigt, und sie ergreifen daher um diese Jahreszeit nicht die Flucht, wenn ein Mensch sich ihnen nähert: man kann sie dann friedlich und ruhig auf den Feldern, ja sogar auf viel begangenen Fustegen umbergehen sehen. Sobald sie aber durch den ersten Flintenschuss von der Erdfrung der Jagd benachrichtigt sind, stellen sie sich auf Kriegsfuß: sie lassen sich dann niemand mehr nahe kommen und fliehen, um möglichst unbedenklich zu bleiben, so still wie möglich mit einem wenigstens einen Kilometer weit tragenden Fluge, während ihre Plun, die zur Zeit der alten Gewehre lebten, sich mit einem ganz kurzen Flgchen begnigten. . .

Tango im Kaiserhause.

Der Wunsch des Kaisers, daß Offiziere in Uniform nicht mehr Tango tanzen sollen, hat am meisten, so schreibt man aus Berlin, im Kaiserhause selbst berascht. Denn in den Familien der Söhne des Kaisers hat der Tango längst Eingang gehalten. Man weiß ja, daß der Kronprinz ein Freund aller modernen Gesellschaftskunste ist und so wird es nicht Wunder nehmen, daß der bekannte Maler und Karikaturist, der im Sommer in Baden-Baden den Weltmeisterchaftspreis im Tango erhielt, vor noch nicht gar langer Zeit eine Einladung nach Langfuhr erhielt, um sich dort als Tangolehrer zu betätigen. Auch die Prinzessin Auguste Wilhelme hat sich den Tango lehren lassen und daß auch sonst in Hofkreisen der Tango nicht gerade verachtet ist, beweist die folgende Geschichte von einem dem deutschen Kaiserhause sehr nahe stehenden Hofe. Eines Tages traf bei dem Berliner Parktheater ein Telegramm aus Kopenhagen ein, man möge schnell den Tango aus der „Tangoprinzessin“ Jean Gilbert's in das Kopenhagener Residenztheater schieben. Das Theatraltheater antwortete, der Tango sei noch nicht gebrut, wenn man auf der Sendung besuche, könne man höchstens vom Komponisten ein Manuskript erwerben, das für zweitausend Mark zu haben sei. Umgehend traf aus Kopenhagen die telegraphische Anweisung auf zweitausend Mark ein und 36 Stunden später war man im Schloß von Kopenhagen in der Lage, den Tango nach einem eigenhändigen Manuskript Jean Gilbert's zu üben.

Höchste Anzeig. Sie: Was würdet du getan haben, wenn ich dich nicht geheiratet hätte? Er: Dich aufrichtig bedauert haben!